

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 105.

Berlin, Freitag den 1. September

1843.

Polen.

Jan Dlugosz und seine Chronik.^{*)}

Die Veränderungen, welche während des funfzehnten Jahrhunderts in dem inneren Zustande Polens, in dem Umfange der Landesgränzen und in dem Verhältnisse des Regenten zu dem Volke eintraten, übten zugleich mit den Fortschritten der Bildung in dem westlichen Europa einen nicht geringen Einfluß auf die Polnische Geschichtschreibung aus.

Die Gränzen von Alt-Polen, welche bis zur Elbe und Saale vorgeschoben waren, zogen sich bis zur Oder und weiter zurück: dafür dehnten sie sich in Folge der Vereinigung von Polen und Lithauen im Osten und Norden aus. Die oberste Gewalt, die während der Herrschaft der Piasten wenig beschränkt gewesen war, schied sich unmerklich in die ausübende und gesetzgebende, und es entstanden die Reichstage. Die Wissenschaften, deren Träger bis dahin vornehmlich die Geistlichen gewesen waren, drangen, nachdem die Krakauer Akademie durch Wladyslaw Jagiello in neuem Glanze erstanden war, auch in die weltlichen Kreise: in den Zeitanfängen erfolgte ein neuer Umschwung und damit auch in der geschichtlichen Darstellung, ein immer lebhafteres Interesse für die vaterländische Geschichte ward rege. Dazu kamen der neuerwachte Sinn für die klassische Literatur und die glücklichen Nachahmungen Römischer Geschichtschreiber in Italien, die von dort nach Polen verpflanzt wurden. Kallimach schrieb die Geschichte Polens in Römischer Latein. Es schwand der trockene fragmentarische Chronikensyl, er ward zu immer vollerer Geschichtschreibung: nicht mehr über Wunder allein und die Gründung von Klöstern und Bisthümern, oder über die Verheirathungen der Fürsten, sondern auch über die wichtigen inneren Angelegenheiten des Landes, über dessen Verhältnisse zu den nachbarlichen Staaten tauchten Berichte in den Chroniken auf.

Diese Epoche einer neuen Polnischen Geschichtschreibung, die aus dem Geiste und den Fortschritten der Zeit im funfzehnten Jahrhunderte mit Nothwendigkeit hervorging, beginnt mit Dlugosz. Er hat schon eine höhere Auffassung der Geschichte und stellt sie der Philosophie zur Seite.

„Die Historie“, sagt er, „die Kenntniß der vaterländischen und fremden Begebnisse, ist nach der Ansicht der Weisen nicht weniger als die Philosophie die Mutter der Tugenden und die Führerin des Lebens: sie führt dem menschlichen Geschlechte nicht geringere Vortheile zu, als die Philosophie selbst. Denn obgleich die Philosophie den Menschen zur Tugend antreibt, so ist doch in der Geschichte ein mächtigerer Anstoß zu großen Entschlüssen und Thaten zu finden; während die Philosophie nur erwärmt und zuredet, stellt die Geschichte wie in einem Spiegel dar, auf welche Weise die Geisteskraft, die Bescheidenheit, die Klugheit und die Gottesfurcht in Thaten sich äußern. Daher ergötzt die Geschichte die Gelehrten eben so wie die Ungelehrten: sie schreibt keine Regeln vor, sie predigt keine Lehren, sie disputirt, sie streitet nicht, einfach erzählt sie die Thaten ausgezeichneter Menschen, lehrt die Tugend kennen, den Werth hoher Ehren schätzen und erfüllt die edlen Seelen mit der Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme.“

Jan Dlugosz Wieniawita ist einer von den Männern, denen es zu eng wird in einer Biographie. Er ward im Jahre 1413 in Brzezunia geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in dem Städtchen Korczyn, das zur Starostei seines Vaters gehörte, und lernte mit solchem Eifer, daß er oft noch vor Tages-Anbruch, wenn Bitten nichts halfen, unter Thränen und auf den Knien von der Stadtwache Einlaß in das Städtchen begehrt, in dem die Schule sich befand. Später schickte man ihn nach Krakau, wo er eine Zeit lang von einem sehr strengen Magister unterrichtet wurde, dann in das Collegium divinum eintrat und drei Jahre lang der Dialektik und Philosophie oblag. Da er von seinem Vater nicht hinlänglich unterstützt wurde, trat er in das Haus des Bischofs von Krakau, Jbigniew Desnietki, ein, wo er einen anständigen Unterhalt und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung zu finden hoffte. Sehr bald erwarb er sich des Bischofs Gunst: anfangs nur zu den Amtsgeschäften, dann auch zu den häuslichen und allen übrigen zugezogen, befaß er 22 Jahre lang dessen größtes Vertrauen und war einer der Bollstrecker seines letzten Willens. Zwar erregte dies die Mißgunst der Hofleute und selbst des Bruders des Bischofs, des Wojewoden von Sandomir, Zedrzyz Desnietki, doch durch Sanftmuth und Geduld, wie durch sein rechtliches Verhalten, wußte Dlugosz die Reider zu entwaffnen.

Nachdem er sich mehrere Jahre zum geistlichen Stande vorbereitet hatte, wurde er in seinem 25ten Jahre zum Priester geweiht. Der Bischof Jbigniew nahm ihn unter die Zahl der Domherren von Krakau auf und trug auf ihn die besten Pfründen und Probsteien über. Man klagte Dlugosz deshalb der Habsucht an, doch die edle Anwendung, die er von seinen großen Einkünften machte, rechtfertigt ihn hinlänglich: Alles verwandte er zum Besten des Landes und der Kirche, er gründete und schmückte Gotteshäuser und baute die verfallenen aus.

Der Bischof Jbigniew erkannte in Dlugosz alsbald eine besondere Geschicklichkeit bei verwickelten diplomatischen Geschäften, und daher sandte er ihn mit Bewilligung der bei Korczyn versammelten Magnaten und der Königin Sophia nach Ungarn, wo nach dem Tode des Königs Wladyslaw III. von Polen und Ungarn zwischen Johann Huniad, dem Ungarn, und dem Böhmischem Herrscher Iskra blutige Streitigkeiten entstanden waren. In Kremnitz, wo sich die beiden Feldherren mit ihren Heeren befanden, versöhnte Dlugosz nach sechstägigen Verhandlungen die Streitenden und unterdrückte glücklich den Krieg, der das Ungarische Reich verheerte. Das war seine erste That auf diplomatischem Felde.

Nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken sandte ihn der König Kasimierz von Polen zu dem Papste Nikolaus V. und dem Kaiser Friedrich; dann im Jahre 1460 nach Bytomia, wohin Georg Podiebrad zu den Friedens-Unterhandlungen mit Kasimierz seine Bevollmächtigten geschickt hatte.

Seiner Verdienste ungeachtet verfiel Dlugosz darauf in Ungnade bei Hofe. Als nach dem Tode des Bischofs von Krakau, Thomas von Strzempina, der König Kasimierz den Bischof und Kanzler Jan Grajczynski, einen Mann von nicht eben mufterhaften Sitten, auf den erledigten Bischofsstuhl setzen wollte, erklärte sich Dlugosz mit seinem jüngeren Bruder, der ebenfalls Kanonikus von Krakau war, und einem großen Theile der Domherren und akademischen Lehrer offen für Jakob aus Sienna, einen Neffen des inzwischen zum Kardinal erhobenen Jbigniew. Auch der Papst empfahl denselben, und so erwählte ihn das Kapitel zum Bischof. Der König, darüber aufgebracht und durch die Wojewoden Mielecki, Lukas Gorka und Stanislaw Dstorog gereizt, befaß, den größten Theil der Domherren, darunter auch die beiden Dlugosz, aus Krakau zu vertreiben und ihr Vermögen zu konfisziren. Fast unter den Augen des Königs wurde des Dlugosz Haus überfallen und Alles aus demselben hinweggenommen, und als deshalb eine Klage an den König kam, antwortete er, Dlugosz verdiene eine noch größere Beschimpfung. Da derselbe sogar sein Leben in Gefahr sah, so begab er sich mit Jakob aus Sienna auf die Besse Melszyn. Drei Jahre verlebte er im Exil, und wahrscheinlich während dieser Zeit machte er in Begleitung des Malteserritters Johann von Pohenberg eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Indessen legte sich des Königs Jorn, und er war bemüht, den Mann, der ihm wegen seiner seltenen und bewährten Fähigkeiten zu politischen Verhandlungen gerühmt worden war, zu versöhnen: er schenkte ihm wieder sein Vertrauen, ließ ihn an den Beratungen Theil nehmen, und seitdem ward keine wichtige Angelegenheit ohne Dlugosz' Einfluß erledigt.

Im Jahre 1463 wurde er zu den Unterhandlungen mit den Kreuzrittern zugezogen, welche mehrere Jahre dauerten. Er war einem Kriege mit ihnen entgegen, weil er in dem Könige Kasimierz keine kriegerischen Eigenschaften erlah. Unterstützt durch den Rath des päpstlichen Legaten, entwarf er im Verein mit den Rechtsgelehrten und Theologen der Krakauer Akademie die Friedensbedingungen.

Später, im Jahre 1467, begab er sich als Gesandter des Polnischen Königs zu Georg Podiebrad, welcher durch den Papst Paul II. der Böhmischem Krone für verlustig erklärt worden war, und brachte diesem den Rath, sich mit der Kirche zu versöhnen. Noch hatte er den Zweck seiner Sendung nicht erreicht, als ihm der König, während er 1468 mit seiner Gemahlin Elisabeth eine Reise nach Lithauen unternahm, die Aufsicht über seine Söhne übertrug. Dlugosz blieb in diesem Amte eines Erziehers mehrere Jahre und wußte in seinen Zöglingen Neigung zu den Wissenschaften zu erregen. Nach dem Tode Georg Podiebrad's geleitete er einen derselben, den 17jährigen Wladyslaw, den die Böhmen zu ihrem Könige erwählt hatten, mit vielen geistlichen und weltlichen Herren nach Prag. Nur ungern ließ er sich zu dieser Reise bereit finden: er hatte einen Widerwillen gegen die Böhmen, weil sie von der Kirche abgefallen waren. „Mein Sohn hat zwei Väter“, sagte ihm der König, „einen irdlichen, der ihm das Leben gegeben, und einen geistigen, der ihn erzogen hat; soll er denn beider auf einmal beraubt seyn!“ — Dlugosz blieb in Prag, bis Wladyslaw zum Könige gesalbt war.

^{*)} Aus dem 4ten Bande von Wiszniewski's Polnischer Literaturgeschichte. (Krakau 1842.)

Nach seiner Rückkehr erkrankte er am Stein, genas aber wider Erwarten und begab sich als polnischer Abgesandter nach Reisse und Troppau, wo er die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Mathias Corvinus und dem mit den Polen verbundenen König Wladyslaw von Böhmen betrieb. Im Jahre 1475 war er auf dem ungarischen Landtage in Stramowice und Reudorf; er nahm zugleich mit den Professoren der Akademie, Jakob Szadek, Jan aus Latozyn und Albert aus Mirzenic, an den Unterhandlungen über die russischen und wallachischen Lande Theil und schloß im J. 1478 zu Wischograd einen Frieden mit Mathias, der sein Schwert auf Polen schon gezückt hatte. Auch kam er dem Kriege mit Preußen zuvor. Hier entwickelte er zum letzten Male seine politische Thätigkeit; er selbst that noch in der Geschichte seiner Zeit davon Erwähnung.

Das Prager Erzbisthum, welches ihm die Stände anboten, während er als Gesandter des Königs von Polen sich bei ihnen aufhielt, nahm er nicht an. Kurz vor seinem Tode aber wurde er zum Erzbischof von Lemberg erhoben. Da er nach der Ruhe eines einsamen Lebens sich sehnte, so wies er auch das ihm angebotene Amt eines Unter-Schatzmeisters und das eines Unterkanzlers zurück. Er starb zu Krakau im Mai 1480, 65 Jahr alt, und wurde zu Krakau in der St. Stanislaw-Kirche, bei der er ein Paulinen-Kloster gegründet hatte, beigesetzt. Seine Ruhesätte schmückt kein Denkmal, sie ist nur durch ein Tafelchen bezeichnet. Michowita, der seinem Leichenbegängniß beigewohnt hat, erzählt, daß seinem Sarge der König, die Söhne des Königs, die ganze Universität, viele Prälaten und eine große Volksmenge gefolgt seyen.

Seine Geschichte von Polen begann Dlugosz im Jahre 1455 auf dringendes Begehren des Bischofs Zbigniew und führte sie bis zu seinem Todesjahre fort. Es schmerzte ihn, daß die großen Ereignisse und berühmten Thaten alter und neuer Zeit in Vergessenheit gerathen waren. Nicht um sich einen Namen zu machen, sondern aus Liebe zu seinem Vaterlande, um dessen Ruhm zu verbreiten, um der Nachahmung würdige Muster hinzustellen, unternahm er das mühevollste Werk.

Welche Absicht er bei seiner Geschichte hatte, lernt man am besten aus seinen eigenen Worten kennen. „Ich wollte die Geschichte neu verzeichnen“, schreibt er an den Cardinal Olesnicki, „wenn auch in einem trockenen und unschmackhaften Style, damit die Könige, Fürsten und Alle, die den Staat regieren, nach den Beispielen der berühmten Männer ihre Seele bilden und in ihren Absichten und Thätigkeiten dem Muster der Männer folgen, die durch ihre Tugend und Tüchtigkeit geblüht haben. Alles, was mit der polnischen Geschichte in irgend einer Verbindung steht, was die polnische Geschichte in irgend einer Weise aufhellen kann, habe ich gesammelt und geordnet und in diesem Werke aufzuzeichnen für nöthig erachtet. Ich habe die Ohren vor dem Gesange der Sirenen geschlossen und wollte die Lauterkeit der Geschichte weder durch Haß noch Zuneigung oder Schmähsucht und Schmeichelei trüben, besonders bei Ereignissen, die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Was in früheren Jahrhunderten geschehen, habe ich auf fremde Erzählung gestützt, was in unseren Zeiten sich zugetragen, habe ich selbst geschildert. Ereignisse, die wegen ihres Alters zweifelhaft oder durch die Schrift, diese treue Bewahrerin alles Vergangenen, noch nicht fixirt waren, habe ich sorgfältig nach den freifendenden Sagen beschrieben. Was in Kirchen, Bibliotheken und an anderen Orten zerstreut war, habe ich fleißig zusammengebracht und am gehörigen Orte eingefügt. Viele weniger sichere und wahrhafte Sachen habe ich ausgelassen, damit sie weder den Thaten noch der Erzählung Schande brächten.“

Das historische Werk von Dlugosz muß man in drei Theile theilen, in die Geschichte der vorchristlichen Zeit, die im ersten Buche enthalten ist, in die Geschichte von Miecyslaw bis 1386, welche die folgenden neun Bücher umfaßt, und in die Geschichte vom J. 1386 bis zu Dlugosz' Tode in den drei letzten Büchern. Diese sind die geschätztesten; keiner der späteren Historiker, vielleicht Kochowski ausgenommen, hat die Ereignisse seiner Zeit so umständlich beschrieben.

Ueber die Herkunft der Polen und die slawischen Patriarchen hat Dlugosz die Erzählungen des Dzierzwa, der zwischen 1289 und 1296 schrieb und eine sehr trübe Quelle ist, und die der Kommentatoren verbreitet. Er hat ihre Widersprüche zu vereinigen gesucht, hat an einander gefügt, aber aus diesem Gewirre sich nicht herausgefunden. Ist er auch zur Wahrheit nicht gelangt, so hat er doch etwas Fortlaufendes, der Geschichte Ähnliches zusammengebracht. Dieses mühselige zusammengestoppelte Bild der vorchristlichen Zeit hat alle folgenden Geschichtschreiber, selbst Cromer nicht ausgenommen, in die Irre geführt und bei den leichtgläubigen Nachkommen die abenteuerlichsten Vorstellungen über das vorchristliche Polen verbreitet.

Zu Zeiten des Dlugosz kreisten noch unter dem Volke heidnische Gesänge und Sagen, gewiß hatten sich auch noch viele heidnische Gebräuche erhalten, daraus hätte Dlugosz etwas Gewisseres über die Vorzeit schöpfen können als aus Büchern. Aber solche heidnische Volksgefänge, Umzüge, Feste, Zaubereien erfüllten den frommen Chronisten mit Abscheu. Kann man sich wundern, daß er über die lebenden Ueberreste aller Zeiten hinweg sah und nur auf das geschriebene Wort sein Augenmerk richtete, wenn noch Naruszewicz denselben Weg einschlug und man erst in unseren Tagen zu der Ueberzeugung gelangte, daß auch die alten sprachlichen Denkmäler und die Grabhügel Chroniken seyen, die nur nicht jeder zu lesen versteht? — Der ganze erste Theil der Chronik des Dlugosz hat demnach kein historisches Fundament.

Im zweiten Theile seiner Geschichte suchte Dlugosz auf die Chroniken des Gallus, Mateusz Cholewa, Kadlubek und Badzfo, er schöpfte aber auch aus der Chronik principum Poloniae, aus Nestor, Zanko, dem Archidiaconus von Onesen, und gewiß noch aus vielen anderen, die er unerwähnt gelassen hat.

Er benutzte auch örtliche Ueberlieferungen, fragte bei Greifen nach, die in Schlachten mitgekämpft hatten, und ergänzte aus diesen Erzählungen die dürren Berichte seiner Vorgänger. Im Allgemeinen hat Dlugosz im zweiten Theile seines Werkes die Geschichte von Polen aus den von ihm gesammelten Chroniken abgeschrieben und seinem Werke einverleibt. Bei ihm sind verschiedene Chroniken und historische Fragmente zu finden, die er mit einander verschmolzen und in eine chronologische Ordnung gebracht und fast bei jeder Jahreszahl aus den Kirchenbüchern, Legenden und Archiven vervollständigt hat. Das Alles ist noch mit Auszügen aus den böhmischen, ungarischen, russischen und anderen Annalisten vermischt. Da in den neu abgeschriebenen Chroniken, die Dlugosz zur Hand hatte, die Chronologie meist vernachlässigt oder übergangen war, so verwirrte er die Angaben noch mehr. Alles überarbeitete er nach seinem Zuschnitte. Den Dittmar und die übrigen sächsischen Chroniken kannte er nicht, daher wußte er von vielen Ereignissen gar nichts und konnte z. B. über die Kriege Boleslaw's mit den Deutschen keine genaue Auskunft geben. Noch im Alter lernte er Russisch, gewiß nicht des Nestor wegen, sondern um die lithauischen Chronographen zu verstehen, aus denen er z. B. über den Tod des Gedymin besser als andere Chronisten berichtet hat.

Ueberhaupt mangelte es ihm an Kritik, er konnte die Irrthümer, welche in Unkenntniß oder Vorurtheil ihren Grund hatten, nicht herausfinden. Da er überdies in einer Zeit schrieb, als das System der polnischen Regierungsform schon zur Reife gelangte, so trug er die Vorstellungen seiner Zeit auf die früheren Jahrhunderte über, nach dem Tode eines jeden Königs läßt er das Volk zum Wahlstage zusammenrufen, und indem er das Recht der Krone Polen's auf Podolien verfocht, um welche die Lithauer damals einen lebhaften Streit führten, stellte er des Letzteren früheres Schicksal nicht redlich genug dar. Das 13te und 14te Jahrhundert hat er vollständiger beschrieben, wahrscheinlich hatte er Chroniken und historische Fragmente vor sich, die nicht auf uns gekommen sind. Unter Anderem hat ein Thorner Mönch im Jahre 1462 die Chronik des Zeroseyn und des Wigand für ihn übersezt.

Vom Jahre 1386, der Regierung des Wladislaw Jagiello an, bei welcher der Archidiaconus Zanko stehen geblieben war, schöpfte Dlugosz nicht allein aus gleichzeitigen Chroniken, wie aus den Memoiren des Zbigniew Olesnicki, der Geschichte der Kriege mit den Kreuzrittern von Paul Wladimir und der Chronik über die Zeit Jagiello's von dem Bischof von Kulm, sondern er fügte aus den mündlichen Erzählungen des Zbigniew, den Diplomen, Briefen und dem, was er selbst gesehen, und woran er selbst thätigen Antheil genommen, eine Geschichte seiner Zeit zusammen. Die letzten Bücher, die von 1386—1480 reichen, sind eine ursprüngliche, reiche, unschätzbare und bis jetzt noch nicht erschöpfte Quelle der polnischen Geschichte, sie stellen den Verfasser in die Reihe der besten Historiker des 15ten Jahrhunderts, und man kann dreist sagen, daß ihm nur Philipp Commines aus seiner Zeit gleichkommt. Von sehr Vielen mußte er als Prälat, Hausfreund des Zbigniew und Lehrer der königlichen Kinder aufs genaueste unterrichtet seyn, umständlich beschreibt er daher auch den Einfluß des Jagiello auf dem kostniger Konzil, das den Pfaffen geneigter war, als den Jagiellonen, er setzt die Ursache mehrerer Ereignisse oft nur zu breit aus einander, er weiß die Charaktere zu zeichnen und die Sitten und das häusliche Leben wie Plutarch zu schildern, auch schmückt er seine Erzählung mit Reden aus: doch wagte er es noch nicht, die Aufeinanderfolge der Jahre zu verlassen und die so unbequeme chronologische Methode abzustreifen.

In den letzten Büchern ist er weitläufiger und ermüdet durch die dem höheren Alter eigenthümliche Geschwägigkeit. Die Geschichte der Krakauer Akademie hat er nur nachlässig erzählt. Er wußte weder von der preussischen Verbindung etwas, noch von dem Eidechsen-Orden, der schon zu seiner Zeit Einfluß auf die preussischen Angelegenheiten ausübte. Da er gerade zu der Zeit schrieb, wo die Union der römischen und griechischen Kirche zu Florenz nicht zu Stande kam, so konnte er seinen Widerwillen gegen die letzte nicht verbergen und stellt sie dem Heidenthum gleich.

Trotz dieser Mängel wurde Dlugosz im 16ten und in den folgenden Jahrhunderten unverdientermaßen dem Cromer nachgesetzt. Dem Sarnicki hätte es am wenigsten geziemt, des Dlugosz Werke eine nullis et ingesta moles zu nennen. Cromer's Geschichte lieft sich leichter, aber in Dlugosz finden wir mehr Wahrheit, Offenheit und Treue. Er steht in Rücksicht auf Wahrheitsliebe unter allen polnischen Chroniken-Schreibern obenan. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst schrieben diese überhaupt nur für die Nachwelt und nahmen daher nicht so ängstliche Rücksicht auf lebende Personen. Diese Offenheit, die muthig und geradezu die Schwächen der Weltlichen und Geistlichen rügt, hatte zur Folge, daß das Werk des Dlugosz erst im Anfange des 18ten Jahrhunderts und dazu außerhalb der Grenzen Polens gedruckt wurde. Dieselbe Offenheit gewährt aber auch den Vortheil, daß man nun den ausgesprochenen Lobprüdchen um so mehr Glauben schenken darf.

Daß er schlecht Lateinisch geschrieben, wollen wir ihm mit Jan Herburt nicht zu sehr zum Vorwurfe anrechnen, wir bedauern es vielmehr, daß er sich nicht, da er doch für seine Landesgenossen schrieb, der polnischen Sprache bedient hat. Mit welcher Verehrung gegen ihn, mit welcher Freude würden wir heut diese Chronik lesen. Dadurch wäre er Polens Herodot geworden, und er hätte nicht allein in der polnischen Historiographie Epoche gemacht.

Mit welcher Liebe Dlugosz an seinem nationalen Denkmale hing, dem er 25 Jahre lang seine Kräfte widmete, geht aus den dringenden Worten hervor, mit welchen er es den Nachkommen empfahlen hat.

„Ich bitte und beschwöre“, sagt er am Ende des 12ten Buches, „die Geistlichen und Mönche, so wie die Weltlichen, die Doktoren, Professoren, Magister, Studierende und Schreiber an jeder Fakultät unserer Mutter, der

Krakauer Akademie, daß sie nach meinem Tode, so viel sie vermögen, diese Jahrbücher fortführen und vor dem Untergange bewahren möchten. Auch bitte ich flehentlich und beschwöre die Doktoren, Magister, Professoren und Kollegiaten, daß sie eine von den besten Kollegiaten auswählen und sie einem in der Literatur und in den Wissenschaften erfahrenen Manne übertragen möchten, der, von allen anderen Geschäften und Pflichten frei, sich allein mit der Geschichte befasse, an ihr allein seine Lust habe, sie liebe, mit Anderen sich von ihr unterhalte, an sie Tag und Nacht denke und sie zum Nutzen und zur Ehre des Vaterlandes, noch mehr zur Ehre Gottes bearbeite."

So dringend empfahl dieser Diplomat, der selbst an den wichtigsten Angelegenheiten seines Landes Theil nahm, die vaterländische Geschichte. Doch stimmte sein Ruf nicht mit der Ueberzeugung der Nachwelt überein. Im 16ten Jahrhundert rissen persönliche Rücksichten den Historikern die Feder aus den Händen; im 17ten bemächtigte sich die Schmeichelei derselben und die Chronik des Dlugosz mußte eines Kaiserlich Russischen Rathes harren, damit sie der Deffentlichkeit übergeben werde.

Manuskripte von Dlugosz' Chronik waren schon in alter Zeit selten in Polen. Das eigenhändige Manuskript seiner Chronik legte Dlugosz in der Bibliothek der Akademie in Krakau nieder, wo dasselbe noch im 17ten Jahrhunderte sorgfältiger als Gold aufbewahrt wurde. Es enthielt aber nur eisk Bücher und unterschied sich an vielen Stellen von der Dobromilser, Leipziger und Mizler'schen Ausgabe. Der berühmte Tadeusz Czacki kaufte es in Krakau für hundert Dukaten, aber nicht aus der Universitäts-Bibliothek, denn in dieser war es, wie der Katalog besagt, schon 1777 nicht mehr vorhanden. Er brachte es in seine Bibliothek nach Poryck, von da ging es in die Pulawer Bibliothek über. Bekanntlich wanderten die Schätze der letzteren nach Petersburg, wo auch mehrere Manuskripte der Chronik aus der Jalußischen Bibliothek befindlich seyn dürften.

Nach einer Abschrift, die der Senator und Hähnrich von Lemberg, Felix Verburt, von seinem Vater geerbt hatte, gab derselbe in Dobromil im Jahre 1615 zuerst die sechs ersten Bücher, welche bis zum Jahre 1240 reichen, mit einer Lebensbeschreibung des Dlugosz heraus. An der Herausgabe des Uebrigen verhinderte ihn der Tod, und Niemand fand sich, das begonnene Werk fortzusetzen, denn, wie Daniel Papebroch in den Actis Sanctorum sagt: „Ne reliqui libri imprimantur prohibent Poloni arbitrati in hisce plurima regni sui secreta prodi.“

Jan Zamojcki fand im Kron-Archive ein schönes Manuskript des Dlugosz. Es befindet sich jetzt in der Ballicellanischen Bibliothek zu Rom, wohin es Malestina, der von 1593 — 1597 Legat in Polen war, gebracht hat.

Mehrere Manuskripte der Chronik haben die Schweden während der Kriege mit Polen mit sich genommen. In der Bibliothek des Grafen Brabe in Stockholm, drei Meilen von Upsala, befindet sich ein sehr schön geschriebenes Manuskript des Dlugosz in fünf großen Folianten, denen noch acht Jahre von einem anderen Verf., vielleicht nach dem Michowita, beigefügt sind. — Andere Abschriften befinden sich in Dresden und in der Molinsischen Bibliothek zu Lemberg.

Bis jetzt besäßen die Polen nur einen vollständigen Abdruck der Chronik nach einer verdorbenen und ungenauen Handschrift. Der Herausgeber war Heinrich von Hupffen, Geheimrer Rath Peter's des Großen und Lehrer des Sohnes desselben, Alexius Pietrowitsch. Er war ein gelehrter und geachteter Mann, der auch in der Polnischen Literatur bewandert war und mit vielen Polnischen Großen in freundschaftlichem Verkehr lebte. Er fand in der Bibliothek des Hähnrichs Wojciech Dembinski die sechs letzten noch ungedruckten Bücher des Dlugosz und ließ sie zugleich mit den sechs ersten in Leipzig bei Weidmann in den Jahren 1711 und 1712 abdrucken. Das dreizehnte Buch erhielt Hupffen aus der Krakauer Bibliothek der Akademie.

In der großen von Mizler 1761 veranstalteten Sammlung der Polnischen Chroniken ist die Chronik des Dlugosz nach der Leipziger Ausgabe, doch nur zum Theil, nämlich bis zum Jahre 1444, abgedruckt.

England.

Die Britische Seemacht seit funfzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Fregatte „la Canonnière“ von 40 Kanonen (ein ehemaliges im Jahre 1803 bei Cherbourg genommenes Englisches Schiff) hatte sich während eines starken Nebels an die Küste unter Englische Batterien werfen lassen, wo der „Tremendous“ von 74 Kanonen unter Capt. John Osborne ihr zu Leibe rückte. Hier gelang es dem Französischen Capitain, eine Stellung einzunehmen, aus der er gegen seinen furchtbaren Feind ein so lebhaftes Feuer unterhielt, daß der „Tremendous“ abziehen mußte. Der Muth und das Talent, welche Capitain Bourayne bei dieser Gelegenheit entwickelte, beweisen, daß „ein Schiff durch verständige und entschlossene Verteidigung immer dem Verderben entgehen kann, selbst unter den Kanonen eines Gegners, der es mit einer einzigen wohl gerichteten Ladung zum Sinken bringen könnte.“ Wir bedauern, daß es uns hier nicht vergönnt ist, das lange und blutige Treffen, welches die „Amelia“ von 38 Kanonen (Capt. Paul Zebby) und die „Arcthusa“ von 40 Kanonen (Capt. Bouvet) einander lieferten, ausführlich zu beschreiben. *) Ein Umstand in diesem Kampfe scheint aber dem Herrn James

verborgen geblieben zu seyn. Der Pulver-Vorrath der „Amelia“ hatte von den Wirkungen des heißen und feuchten Klima's jener Gegenden in solchem Grade gelitten, daß Capt. Zebby während seines Aufenthalts auf Sierra Leone selbiges ans Land bringen ließ, um es zu trocknen. Dennoch war es so viel schwächer geworden, daß eine bedeutende Zahl von Kugeln der „Amelia“ nicht durch die Planken der „Arcthusa“ fuhren: dies erklärt die Verschiedenheit in der Zahl der Verwundeten auf jedem von beiden Fahrzeugen. Auch auf den Gesundheitszustand der Britischen Mannschaft nimmt Herr James zu wenig Rücksicht: die Leute waren durch Krankheiten dermaßen geschwächt, daß sie kaum die Geschütze bedienen konnten und viele vor Erschöpfung auf dem Verdeck umfielen; dennoch sprach keiner von Uebergabe und keinem entfuhr ein Ausruf der Entmuthigung. Von den 300 Mann der „Amelia“ wurden 51 getödtet und 90 verwundet, den Capitain, der eine schwere Verletzung erhielt, mit einbegriffen. Die Offiziere beider Fahrzeuge waren alle entweder todt oder verwundet.

Der „Alexander“ und der „Canada“, zwei Schiffe von 74 Kanonen, welche das Convoi von Lissabon und dem Mitteländischen Meere eskortirt hatten, wurden von dem Geschwader des Contre-Admirals Rully, das fünf Schiffe von 74 Kanonen, drei Fregatten und eine Brigg zählte, verfolgt. Zwei Linienfahrzeuge und zwei Fregatten machten Jagd auf den „Canada“, der ihnen durch seine Schnelligkeit entkam. Die drei übrigen Linienfahrzeuge und eine Fregatte griffen den Alexander an. Der Kampf entspann sich zwischen den Kanonen am Vordertheil der Französischen Schiffe und denen am Hintertheil des Englischen: als aber ein feindliches Schiff dem „Alexander“ in die Flanke fallen wollte, empfing es so gut gezielte und so wohl unterhaltene Ladungen, daß es nach Verlauf einer kleinen halben Stunde in ganz hüßlosem Zustand weichen mußte. Der „Tigre“, an den jetzt die Reihe kam, hielt sich anfangs, durch das Schicksal seines Vorgängers belehrt, in größerer Entfernung; dennoch mußte auch er sehr übel zugerichtet die Segel streichen. Das dritte Linienfahrzeuge ersehte ihn und der „Alexander“ bestand nun den Strauß mit seinem dritten Gegner. Dies war zu viel: im dritthalbstündigen Kampfe gegen drei Schiffe, deren Stärke der seinigen gleich war, hatte der „Alexander“ seine große Maa und die drei Bramsangen verloren; der Raum unter Wasser war zerstört und brannte an verschiedenen Stellen; den Kiel füllte das Wasser beinahe ganz, und da vollends die beiden Linienfahrzeuge und die Fregatten, welche den „Canada“ vergebens gejagt hatten, zurückkehrten, so dachte der Capt. Blyth mit Recht, daß er durch sorgfältigen Widerstand seine brave Mannschaft unnüßer Weise opfern würde; er befahl daher, die Flagge seines Schiffes einzuziehen. Eine so glänzende Verteidigung muß einen höheren Begriff von der Britischen Marine geben, als das Kapern eines Schiffes von gleicher Stärke. Dieses Treffen hatte den Franzosen nach ihrem eigenen Berichte 450 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Der Verlust des „Alexander“ ist unbekannt.

Kein unter sehr ungünstigen Umständen bestandener Kampf läßt sich aber mit dem vergleichen, in welchem die Brigg „Speedy“ die Spanische Fregatte „El Gamo“ zur Prise machte. Von Lord Cochrane (jetzt Grafen von Dundonald) befehligt, führte die Brigg 14 Vierpfünder und mit Einschluß der Schiffjungen, 54 Leute. Die Spanische Fregatte war auf ihrer Batterie mit 22 langen Zwölfpfündern, und auf den Kastellen mit 8 langen Kanonen und zwei Karonaden montirt, von denen erstere 8pündige, letztere 24pündige Kugeln schossen. Ihre Equipage unter Don Francisco de Torres zählte 319 Mann.

„Am 6. Mai 1801 bei Tagesanbruch“ — so erzählt Herr James — „signalisirte der „Speedy“ im Angesichte von Barcelona ein Segel, das auf ihn los kam: es war eine alte Bekanntschaft, die Fregatte „El Gamo“. Die Brigg manövrirte sofort, um ihr den halben Weg zu ersparen, allein es wehte ein so schwacher Wind, daß die beiden Schiffe erst um 9 Uhr bis auf Schußweite einander nahe gekommen waren. Die Engländer eröffneten das Feuer, das die Fregatte ihnen zurückgab, indem sie zu entern suchte. Der „Speedy“ weigerte sich zweimal: endlich nach einer Kanonade von 45 Minuten, in deren Verlaufe die Engländer, trotz der Raschheit ihrer Manöver, den furchtbaren Ladungen des Feindes nicht alle Mal entgehen konnten, beschloß Lord Cochrane, von seiner Seite die Enterhaken zu gebrauchen. Der „Speedy“ war bald mit der Fregatte Bord an Bord, und die Mannschaft stürzte, von ihrem heldenmüthigen Chef angeführt auf das Verdeck des Spaniers. Zehn Minuten lang dauerte der wüthende Kampf; aber endlich senkte sich die Spanische Flagge und der „El Gamo“ wurde die Prise des „Speedy“.

So glänzend aber die Kämpfe zwischen einzelnen Schiffen auch seyn mögen, so haben sie auf das Endergebnis eines Seekriegs doch nur geringen Einfluß; die wahre Stärke einer Marine besteht in ihren Linienfahrzeugen. Zu Anfang des Krieges von 1793 war die Französische Flotte 246 Segel stark, darunter befanden sich 86 Linienfahrzeuge und 78 Fregatten. Außerdem lagen noch 71 Schiffe (worunter 25 Linienfahrzeuge) auf den Werften. Im Ganzen waren die Französischen Fahrzeuge stärker und schöner als die unsrigen. Den ersten ernsthaften Verlust erlitt die Französische Marine im Jahre 1793, als Lord Hood ihr in Loulon 20 Linienfahrzeuge, 4 Fregatten von 40 Kanonen, 8 von 32, 2 von 26, eine Korvette von 24, 3 von 20, eine von 18 und eine Brigg von 14 Kanonen zerstörte.

Am 1. Juni 1794 wurde die erste große Seeschlacht in diesem langen Kriege geliefert. Die politischen Folgen des ersten entscheidenden Sieges zur See schienen den Franzosen, wie uns selber, in dem sich entspinnenden Kampfe von größerer Wichtigkeit seyn zu müssen, und beide Theile hatten Alles aufgeboten, damit ihre Flotte so mächtig würde, als möglich war. Beide Nationen mußten große Schwierigkeiten überwinden; aber für Frank-

*) Das Datum war der 7. Februar 1813.

reich waren sie noch bedeutender als für uns. Die meisten Offiziere der Französischen Marine hatten ihr Leben verloren oder auswandern müssen und waren durch Leute ersetzt worden, die von den Manövern oder der Anführung eines Geschwaders nichts verstanden. Allein die Art, wie sie ihre Schiffe ausrüsteten, und der Muth, den sie im Feuer bewährten, gereichten ihnen zu großem Ruhme. Was unsere See-Offiziere betrifft, so hatten diese mit wenigen Ausnahmen zehn Jahre in Unthätigkeit verlebt, und die Mannschaften waren lange nicht genugsam eingeübt und diszipliniert. Kurze Uebung belebte zwar die schlummernde Erfahrung wieder: allein die Kanonierkunst war zu sehr vernachlässigt, sonst würde die Schlacht ein viel entscheidenderes Resultat gehabt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Franreich.

Erklärung einiger Französischer Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fuhs.)

Qui naquit chat, court après les souris.

Die Kage läßt das Mauseln nicht.

Dies will, gleich dem ähnlichen Deutschen Sprüchwort, sagen, daß angeborene böse Neigungen, trotz der besten Erziehung, nie ganz zu erlösen sind, sondern immer wieder durchblicken werden, und der Mensch ihrem Einflusse nie ganz entgehen kann.

Das Sprüchwort ist aus dem Italiänischen *chi gatta nasce, sorice piglia* entliehen und soll seinen Ursprung einem kleinen Streiche verdanken, den Cecco einst dem Dante spielte. Diese beiden Männer hatten nämlich die Gewohnheit, sich gegenseitig philosophische Fragen vorzulegen und über dieselben zu diskutieren. Eines Tages war das Thema ihres Streits: Vermag die Kunst über die Natur zu siegen? Dante sprach sich für die Affirmative aus und führte als Beispiel für seine Behauptung seine Kage an, die er so abgerichtet hatte, daß sie während seines Abendessens und seiner Abendlektüre ihm leuchtete, indem sie ein brennendes Licht in ihren Vorderpfoten hielt. Cecco verteidigte die Negative und bemerkte, daß er weit evidentere für seine Meinung sprechende Beispiele anzuführen wisse. Beide Gegner schieden für diesmal ohne einig geworden zu seyn. Am folgenden Tage aber begann der Streit von neuem und heftiger als je. Dante glaubte ihn zu seinem Vortheil beenden zu können, wenn er von seiner Kage selbst den Beweis führen lasse. Sobald das wohlabgerichtete Thier seine Functionen begonnen, zog Cecco eine Schachtel aus der Tasche, öffnete sie und ließ zwei in derselben eingesperrte Mäuse entweichen. Kaum hatte die Kage diese bemerkt, als sie das Licht fallen ließ, auf eine der Mäuse zustürzte und auf diese Weise die Sache zum Vortheil Cecco's entschied.

Rouge au soir, blanc au matin,
C'est la journée du pèlerin.

Ist der Horizont von der untergehenden Sonne geröthet, so darf man bekanntlich annehmen, daß die Leichten in der Luft befindlichen Wasserdünste sich sehr bald zerstreuen, während nicht von den Sonnenstrahlen zu durchdringende Wolken sich gewöhnlich noch mehr verdichten und zu Tropfen zusammenziehen. Daher obiger dem Evangel. Mathäi (Cap. 16 v. 2) *facto vespere, dicitis: serenum erit, rubicundum est coelum* nachgebildeter Ausspruch, den Herr v. Lamartine höchst poetisch in folgendem Verse der fünften Harmonie paraphrasirt hat:

On regarde descendre avec un oeil d'amour,
Sous les monts, dans les mers l'astre poudreux du jour,
Et, selon que son disque, en se noyant dans l'ombre
Creuse une ornière d'or, ou laisse un sillon sombre,
On suit si dans le ciel l'aurore de demain
Doit ramener un jour aëuleux ou serain.

Entre chien et loup.

Diese Redeweise ist eine sehr alte und häufig gebrauchte. Schon Marculfe, ein Autor des siebenten Jahrhunderts, schrieb in seinen Formeln *infra horam vespertinam inter canem et lupum*. Sie wird angewandt, um damit die Zeit der Abenddämmerung (das deutsche: Zwielihten) zu bezeichnen, die Zeit lorsque n'étant plus jour il n'est pas encore nuit. Nicht soll diese Redensart aber etwa auf die Schwierigkeit hindeuten, in jener unbestimmten Beleuchtung ähnliche Gegenstände, wie z. B. Hund und Wolf, zu unterscheiden, wie dies einige Parömiographen vorgeben, indem sie sich auf folgenden Vers von Baiß beziehen:

Lorsqu'il n'est jour ni nuit, quand le vaillant berger,
Si c'est un chien ou loup ne peut au vrai juger —

sondern der Ausdruck *entre chien et loup* bezeichnet im eigentlichen Sinne das Intervall zwischen dem Augenblick, wo der Schäfer den Hund seiner Heerde zur Wache stellt, und dem Moment, wo der Wolf, die beginnende Finsterniß benutzend, in der Nähe der Hürden umherstreift. Denn es ist ein nie außer Acht gelassener Gebrauch der Hirten, gleich bei eintretender Dämmerung ihren Hund loszulassen oder auf Posten zu stellen, da sie wissen, daß der Wolf nicht säumen wird, aus dem Gebölz hervorzukommen. Deshalb ist

auch nicht erlaubt, zu sagen: *entre loup et chien*, sondern nur: *entre chien et loup*.

Frau v. Sévigné hat den Ausdruck *entre chien et loup* substantivisch angewandt, um damit unklare, trübe Begriffe zu bezeichnen. In ihrem 802ten an ihre Tochter, Frau v. Brignan, gerichteten Briefe liest man: *Il me semble que vous êtes une substance qui pense beaucoup: que ce soit du moins d'une couleur à ne vous pas noircir l'imagination. Pour moi, j'essaie d'éclaircir mes entre Chiens et Loups, autant qu'il m'est possible.*

Mannigfaltiges.

— Atmosphärische Eisenbahn. Der Versuch, den wir in Nr. 103 des „Magazins“ als bevorstehend ankündigten, ist vollkommen gelungen. Den neuesten Englischen Blättern zufolge, hat derselbe am 21. August, Morgens um 6 Uhr, nicht weit von Ringstown stattgefunden, und zwar berichtet darüber der Sun Nachstehendes: „Nachdem unter der Leitung der Herren Clegg und Samuda einige Wagen auf der Linie aufgestellt und alle nöthigen Anordnungen getroffen waren, ging der Zug von Glanville, ein wenig unterhalb Ringstown, ab und zwar kam er sogleich in sehr rascher Bewegung, indem er 14 (Engl.) Meilen in 3/4 Minuten zurücklegte. Die Ankunft dieses Zuges, des ersten, der jemals auf einer Eisenbahn durch atmosphärischen Druck gefördert ward, wurde in Dalkey mit lautem Hurrah begrüßt. Die Eisenbahnlinie von Ringstown nach Dalkey ist eine fast ununterbrochene Aufeinanderfolge von starken Kurven, indem die Eisenbahn-Gesellschaft durch ihren Kontrakt gebunden war, die alte Linie, welche direkt nach dem Hafen von Ringstown führt, einzuhalten, und der Boden ist an einigen Stellen, besonders gegen das Ziel hin, so ansteigend, daß bei der gewöhnlichen Beförderung durch Dampf eine außerordentliche Consumtion von Feuerung erforderlich seyn würde. Unter diesen Umständen kann der Erfolg des atmosphärischen Systems als vollkommen gesichert angesehen werden. Herr James Pim und Herr Bergin, Rendant und Secrétaire der Dublin-Ringstown Eisenbahn, welchen das Publikum die erfolgreiche Ausführung dieses großen Experimentes besonders zu verdanken hat, wohnten dem ersten Versuche bei; eben so haben mehrere ausgezeichnete Ingenieure und wissenschaftliche Männer Gelegenheit gehabt, das ganze Verfahren genau zu beobachten.“

Diesem Berichte fügt die Times vom 24. August noch folgendes hinzu: „Am Nachmittag fand ein zweiter Versuch in Gegenwart des Lord-Lieutenants, und zwar mit einem noch glänzenderen Erfolg als am Vormittage, statt. Zwei Wagen fuhren aufwärts in drei Minuten — was auf die Stunde 25 (Engl.) Meilen beträgt — und kehrten die geneigte Ebene herab durch ihre eigene Bewegungskraft in fünf Minuten zurück. Fünfzig (Engl. 11 Deutsche) Meilen können mit vollkommener Sicherheit, ja bei völliger Unmöglichkeit von Gefahr, in einer Stunde zurückgelegt werden. Jung wie das Eisenbahnsystem überhaupt noch ist, wird dieses außerordentliche Experiment den Erfolg haben, eine vollständige Umwälzung in der Fortbewegungs-Theorie hervorzubringen.“

— Ein Altentück aus dem 13ten Jahrhundert, die Moldau und Wallachei betreffend. Ueber die alte Geschichte der Wallachei und Moldau hat vor kurzem der in Deutschland erzogene Major Kogalnitshan wichtige Aufschlüsse gegeben, indem er mehrere bisher unbekannte Urkunden aufgefunden und durch den Druck mitgetheilt hat. (Archiva Romanesca oder Romanisches Archiv I. Band, gedruckt zu Jassy 1841.) Wir erwähnen besonders einer goldenen Bulle des Königs Bela von Ungarn vom Jahre 1247. Er nennt sich darin außerdem König von Serbien, Dalmatien, Croatien, Gallizien, Eodomitrien, der Romäer und der Kumanen und sagt: daß, da die Regenten auf die Vermehrung des Volkes Bedacht nehmen müssen, so müßten sie auch die Guten mit Gnade und die Schlechten mit Strenge behandeln. Er habe mit dem Großmeister des Ordens vom Hospital zu Jerusalem, Rembold, verabredet, so wie mit den Fürsten und Boyaren seiner Staaten, auf welche Art das Volk zu vermehren, welches durch den Einfall der Tataren viel gelitten; dazu habe er sich mit dem Orden verbunden, welcher die Christen zu beschützen Hülf leisten solle; dafür würde ihm das Gebiet von Severinum geschenkt, mit den anstößenden Gebirgen und den Fürstenthümern des Ivau und des Borkach bis zum Flusse Dna, ausgenommen die Fürstenthümer des Wojewoden Limacu, welche er den Romäern überlassen, wie sie solche auch bisher gehabt haben. Der Orden sollte die Hälfte des Einkommens von jenen Gründen haben, die andere Hälfte behielt er sich selbst vor. Eben so sollte es mit der Fischerei in der Donau seyn, welche er mit seinen Brüdern, den Kumanen, gemeinschaftlich gehabt habe. Die Romäer, welche in Citwa, im Distrikt Harschak wohnen, sollten dem Könige bleiben; diese sollten die Gränze gegen die Tataren bewahren, so wie auch die Ungarn jenen Hülf leisten sollten. Der Großmeister sollte übrigens auch Siebenbürgen und ganz Kumanen mit der Bedingung erhalten, beständiger Bundesgenosse zu bleiben, mit Ausnahme des Landes des Wojewoden Senalaw, welches den Romäern überlassen bleibt. Das Dokument ist ausgefertigt durch die Hand des Erzbischofs Benedict zu Coloca, Kanzlers des Reichs, am 3. Juni, im 12ten Jahre des Königreiches.